

Kirche in der Großstadt – Heimat des Glaubens?

|| Kleines Plädoyer für die geschmähte „Service-Kirche“

Hätte man den Auftrag, eine Stadt durch ein einziges Photo für Freunde und Verwandte charakterisieren zu sollen, so würde man gewiß ein Photo schießen oder eine Postkarte kaufen, auf der die Hauptkirche oder eine der prägenden Kirchen zu sehen ist: die Frauenkirche in München, der „Michel“ in Hamburg, ganz zu schweigen von Köln, Berlin, Ulm, Rom, Paris. Aller „Säkularisierung“ zum Trotz empfinden wir: Eine Stadt ist charakterisiert durch „ihre“ Kirche. Stadt und Gott, Stadt und Religion, Stadt und Kirche gehören zusammen.

Dennoch drückt sich heute eine Stadt nicht mehr zuerst in der Kirche aus, sondern durch andere Orte der Repräsentation. München durch den Karlsplatz/Stachus und das Areal zwischen Marienplatz, Feldherrnhalle und Ludwigstraße, Hamburg durch Rathausplatz und Jungfernstieg an der Binnenalster. Und Köln, Berlin, Rom, Paris? Zudem sind die ursprünglichen Städte, die die großen Kirchen unabhängig von allen praktischen Notwendigkeiten gebaut haben, heute zur „Altstadt“ oder „Innenstadt“ geworden inmitten von eingemeindeten, ursprünglich selbständigen Dörfern und Kleinstädten, die jetzt Stadtteile sind. Und hier sind die Kirchen so groß, wie der Bedarf (und meist zu klein, wenn alle Kirchenglieder tatsächlich sonntags zum Gottesdienst kämen). Unsere *konkrete* Frage lautet also: Wie kann Kirche im *Stadtteil* „Heimat des Glaubens“ sein?

Ein alter Spruch sagt: Eine Stadt ist so lange human, wie sie auf die landesüblich schnellste Weise in einer Stunde durchquert werden kann. Bei den großen Städten im Altertum – Babylon, Rom – und bei den mittelalterlichen Städten war das zu Fuß möglich. Heute ist auch trotz S- und U-Bahn Hamburg eine inhumane Stadt, München gerade noch human. Die Folge: Das soziale Leben einschließlich emotionaler Bindung und Engagement bezieht sich auf den Stadtteil. In München muß man in Schwabing wohnen. In Hamburg muß man, wenn man etwas auf sich hält, eine „Adresse“ haben, am besten in Blankenese, notfalls tut es auch Eppendorf oder Poppenbüttel. Desgleichen entwickelt sich Gemeindebewußtsein auf der Basis der Ortskirchengemeinde im Stadtteil. Seelsorge und kirchliche Tätigkeit bis hin zur Gottesdienstgestaltung in den Innenstadtkirchen werden – und jetzt fällt zum ersten Mal das Stichwort – als „kirchlicher Service“ betrieben: Vorträge, Bildungsarbeit, spezielle Beratungsarbeit, „offene Tür“, Kirchenmusik auf hohem Niveau. Ist das zu bedauern – oder als Chance zu ergreifen?

Die Ortskirchengemeinde im gewohnten Stil ist wenig mehr als 150 Jahre alt und war die großartige seelsorgliche Antwort auf eine dramatisch gewandelte gesellschaftliche Situation. Dazu nur einige Stichworte: Auflösung der autarken Großfamilie mit Arbeits- und Wohnplatz unter einem Dach durch die Industrialisierung, Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz, Festigung der Kleinfamilie am Wohnplatz. Dort mußte die Seelsorge jetzt tätig werden, vor allem an den Wendepunkten: Taufe, Erstkommunion, Firmung/Konfirmation, Trauung, Sterbebegleitung. Die Antwort war die Ortskirchengemeinde, die „Pfarrei“, wie wir sie kennen.

Die Stichworte für den erneuten Wandel lauten: Individualisierungsschub, Auflösung der Kleinfamilie und der anderen sozialen Solidarisierungen, „Risikogesellschaft“, „Erlebnisgesellschaft“, „Kinder der Freiheit“ (Ulrich Beck). Kirche, und das heißt: die Eröffnung und Einladung zum Glauben an Gott als umfassenden Lebenssinn, kann nicht mehr nur bei den überkommenen Gemeinschaftsstrukturen, sondern muß beim Einzelmenschen ansetzen, oft dort erst den Sinn für die Gemeinschaftsstruktur menschlichen Lebens wecken und behüten in einer in vielen Bereichen tatsächlich gemeinschaftsfeindlichen, ja wirklich „egoistischen“ Lebenswelt.

Dazu hier – eher stichwortartig als ausführlich – eine theologische Besinnung auf die Kirche überhaupt als „Heimat des Glaubens“ und daran anknüpfend einige praktische Erwägungen über den notwendigen „Dienst“ der Kirche, also über die „Service-Kirche“ im besten theologischen Sinn.

Kirche – Heimat des Glaubens

Wir gehen von einer ganz einfachen und elementaren Voraussetzung aus: *Die Kirche ist um des Glaubens willen da, nicht umgekehrt*, d.h.: Es gibt die Kirche, weil Menschen glauben und damit Menschen glauben können; oder im Sinn der Titelformulierung: Kirche ist Heimat des Glaubens. Diese Voraussetzung gilt für alle Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, unabhängig von ihrer Entstehungszeit und -geschichte, unabhängig von ihrer Struktur, unabhängig von ihrem aktuellen Selbstverständnis. Die Kirche ist durch ihr Handeln in Verkündigung, Gottesdienst und Diakonie nichts als Instrument zur Mitteilung der von Gott selbst begründeten Gemeinschaft der Menschen mit Gott und untereinander, und das bedeutet: Sie gehört dem Bereich der *Mittel* an, sie ist nicht das Ziel. *Ziel* Gottes mit der Kirche ist nicht diese selbst, sondern der Glaube der Menschen und durch ihn die befreiende Gemeinschaft mit dem einen und einzigen Gott und untereinander. Die Ausgangsvoraussetzung ist nun aber zu begründen. Die Kirche kann ja nur wahrhaft *Heimat* des Glaubens sein, der Glaube kann seine „Nestwärme“ in ihr nur finden, wenn Glaube und Kirche nicht nur aufgrund eines äußerlichen Befehls, und wäre es der Befehl Jesu Christi, vielmehr wesentlich zusammengehören. Nur wenn der

Glaube ohne Kirche so wenig sein könnte wie der Mensch ohne Atemluft und die Blume ohne entsprechend nahrhaften Boden, wäre das Wort von der Kirche als Heimat des Glaubens nicht verstiegen.

Zur Begründung unserer Ausgangsvoraussetzung gehen wir wiederum von einem einfachen Grundgedanken aus: Wir glauben, weil andere Menschen vor uns geglaubt und uns davon weitererzählt haben, so daß auch wir die Botschaft überzeugend finden. Kirche ist Erzählgemeinschaft – oder, mit einem in der Theologie üblichen Fachausdruck: Sie ist „Kommunikationsgeschehen“, buchstäblich der Ort der „Mit-Teilung“ des Glaubens durch Wort und Lebensform.

Keiner glaubt allein aufgrund innerer Erleuchtung oder eigenen inneren Aufschwungs, sondern weil sie und er es von denen, die vor ihm geglaubt haben, lernt und dazu ermuntert wird – auf allen denkbaren und wirklichen Wegen von der religiösen Sozialisation in der Familie bis zum einsamen Weg philosophischer und theologischer Reflexion gegen eine abständige oder unchristliche Umgebung aufgrund der Beschäftigung mit christlichem Schrifttum. Dies alles setzt Glaubensgemeinschaft voraus, also Kirche in ihrem theologischen Grundsinn.

Nun ist aber der Glaube nicht eine allgemeine Theorie über Gott und die Welt. Er vollzieht sich so, daß die Glaubenden sich einlassen auf geschichtliche Begebenheiten, von denen ihnen bezeugt wird, daß sich in ihnen Gott selbst definitiv erwiesen hat. Hier zeigt sich der Wesenszusammenhang: ohne mitteilende, erzählende Überlieferung kein Glaube, ohne Gemeinschaft keine Überlieferung, ohne Struktur, ja „Institution“ keine die Geschichte überdauernde Gemeinschaft.

Zwar ist sorgfältig zwischen „göttlicher Vorgabe“ und menschlicher Ausgestaltung, schon am Ursprung, zu unterscheiden – in der Fachsprache: zwischen der primären Institutionalität der Kirche, die zu ihrem Wesen gehört, weil sie sich in den Grundvollzügen des Zeugnisses, der Gemeinschaft, des Gottesdienstes und der Diakonie äußert, und der sekundären Institutionalität, in der jene primäre Institutionalität konkret wird bis hin zu den unvermeidlichen bürokratischen Organisationsformen. *Diese* müssen selbstverständlich veränderbar bleiben. Aber auch die Veränderbarkeit der menschlichen Ausgestaltungen der primären Vorgabe hat eine Grenze dort, wo undeutlich würde, daß die Kirche überhaupt einen normativen *geschichtlichen* Anfang hat. Wieviel Spielraum der Gestaltung dann immer noch bleibt, ist offensichtlich. Und genau hier ist jetzt der Ort der Frage nach der Service-Kirche. Doch zuvor ist eine doppelte Zwischenüberlegung notwendig.

Ein evangelischer Oberkirchenrat hat einmal gesagt: „Merke: Die Pfarrgrenzen kommen vor dem Evangelium.“ Gottlob ist der Satz nur Ironie – sachlich ernstgenommen wäre er schierer Unsinn. Biblisch gilt vielmehr: „Wenn nur auf alle Weise Christus verkündigt wird ... ich freue mich darüber“, so der Apostel Paulus (Phil 1, 18), und er fügt sogar noch hinzu: „ob mit oder ohne Nebenabsicht“! Daher die *erste Zwischenbemerkung*: keine bittere „Konkurrenz“ zwischen Ortskirchengemeinde und übergemeindlichen kirchlichen Angeboten – auch wenn es manchmal

wehtun mag, die eigenen Pfarrangehörigen sonntags in den Gottesdienst einer besser ausgestatteten Innenstadtkirche enteilen zu sehen. Die Ortskirchengemeinde ist unverzichtbar. Aber, aus einer ganz bestimmten gesellschaftlichen Situation entstanden, kann sie heute nicht mit dem ganzen Gewicht „der“ Kirche beladen werden. Also gegenseitiges Aufeinander-Angewiesensein und Zusammenarbeit!

Die *zweite Zwischenbemerkung*: Das Stichwort von der Kirche als „Heimat des Glaubens“ könnte dahin mißverstanden werden, als gehe es darum, Forderungen an „die Kirche“ anzumelden, was sie zu tun hat, damit ich in ihr heimatliche Gefühle erwecken kann. So fragend, sind wir dann sehr schnell bei verbitterter – und selbstgerechter! – Kirchenkritik, die immer mit dem Satz anfängt: „Die Kirche müßte, sollte, könnte ...“ – aber „sie versagt“ wieder einmal. „Sie erkennt die Zeichen der Zeit nicht“, sie „verschläft ihre Chancen und Aufgaben“ usw. Ich gehe wieder von einem ganz einfachen, eigentlich ganz selbstverständlichen und zudem theologisch wasserdichten Gedanken aus. „Gemeinde“ – wie Kirche überhaupt – wächst als öffentliche Kooperation der vielen Gnadengaben des Heiligen Geistes. Sie verdient ihren Namen also nur, soweit alle, die zur Gemeinde gehören wollen, auch in diese öffentliche Kooperation eintreten. Gemeinde als Heimat des Glaubens fordert darum mit Recht auch ein ethisches Bemühen, vor dem man sich nicht in das Pathos distanzierter, selbstgerechter Kirchenkritik zurückziehen darf. Wenn Kritik an der Kirche nicht auch die Kritisierenden selbst einbezieht, sondern nur zur Distanzierung zwischen Kritisierenden und Kritisierten führt, dann ist das die „pharisäische“ Ursituation. Deshalb ist der Slogan „Christus ja – Kirche nein“ die Karikatur des Glaubens. Jedenfalls darf die Gemeinde niemals in *diesem* Sinn „Service-Kirche“ sein, daß sie Angebote macht, die die Anforderung des persönlichen Einsatzes nicht enthalten.

Dazu nun einige Hinweise – Aufgaben und Chancen –, und zwar betont im Blick auf die Ortskirchengemeinde.

Gemeinde in der Großstadt

Die Ortskirchengemeinde kann und soll man natürlich schon deswegen nicht abschaffen, weil sie unersetzbar ganz spezielle Funktionen wahrnimmt. Deren deutlichste ist nach wie vor, was in der Kirche, das heißt im Kirchengebäude vollzogen wird. Die Gemeinde hat nach wie vor eine besondere, Heimat schaffende Funktion in der besonderen Öffentlichkeit dort, wo die Kirchenglieder auch wohnen und miteinander bekannt sind.

Hier sage ich zunächst etwas ganz Altmodisches: Die erste Aufgabe, und diese gerade im Kirchenraum, ist die Anbetung, d.h. jede Form des zweckfreien Zeugnisses für den „zwecklosen“ Gott. Warum ist diese Aufgabe gerade heute so wichtig, ja geradezu „unterscheidend christlich“? – Weil heute selbst unter Christenmenschen

immer wieder die Neigung hochkommt, Gott und Glaube am Maßstab ihrer „Relevanz“ zu beurteilen: für politische und soziale Zwecke. Aber Gott hat keine „Relevanz“, keinen „Zweck“. Wenn er ist, dann ist dies die aufregendste Nachricht der Welt, die alle unsere Wertungen auf den Kopf stellt.

Das genau aber ist die Botschaft des christlichen Glaubens. In unserer auf Zwecke versessenen „Zeit-ist-Geld-Welt“, im Zusammenhang der gegenwärtigen Shareholder-value-Mentalität ist es das wichtigste Glaubenszeugnis, das die Gemeinde und alle einzelnen in ihr zu geben haben, demonstrativ dies vorzuleben: Unsere immer verrückter werdende Welt lebt von einer Wirklichkeit, die in gar keiner Weise in unser Kalkulieren einzurechnen ist. Und um das zu bezeugen, haben wir Zeit, sogar demonstrativ. Zeit zur Anbetung, Zeit, einfach dazusitzen und nichts anderem mit unseren Gedanken und Gefühlen nachzuhängen als dem: Gott ist da, wir dürfen vor ihm leben, wir dürfen unbegreiflicherweise mitten in allen negativen Erfahrungen auf seine alles zurechtbringende Sinngebung hoffen.

Der vorzügliche Ort der Anbetung ist der Gottesdienst. Er ist der Ort des Dankes, „daß wir vor dir stehen und dir dienen dürfen“ (Hochgebet der Eucharistiefeier). Wir müssen hier nicht die etwas kleinkarierte evangelisch-katholische Kontroverse über den Sinn des Gottesdienstes aufbereiten. Konfessionsübergreifend können wir auf zwei Punkte hinweisen:

1. Es kann keine „Sonntagspflicht unter schwerer Sünde“ geben – denn nie und nimmer kann die Kirche Bedingungen festlegen, unter denen Gott gewissermaßen einen Menschen verdammen „müßte“. Aber das darf ja wohl nicht ins andere Extrem umschlagen, daß wir den Gottesdienst nur noch besuchen, wenn wir in der entsprechenden „Stimmung“ sind. Anbeten und Danken sind immer an der Zeit, und sie bedürfen keiner Stimmung, nur der nüchternen Glaubenseinsicht. Wenn es wahr ist: Der Grundakt des ausdrücklichen Glaubens ist das Gebet in der Du-Ich-Wir-Form, wenn Gebet also sozusagen gesprochener Glaube ist, und wenn der Grundvollzug des gemeinschaftlichen Glaubenszeugnisses der Gottesdienst ist, dann ist nicht zu sehen, wie der Gottesdienst bei den Gemeindeaufgaben irgendwo am unteren Rand der Prioritätenliste stehen könnte.

2. Leider ist es in den Jahrhunderten nach der Reformation zu einem sachlich ganz unsinnigen Gegensatz zwischen der „Kirche des Sakramentes“ (katholisch) und der „Kirche des Wortes“ (evangelisch) gekommen. Aber gottlob vollzieht sich allenthalben in den evangelischen Kirchen (in Deutschland; in Skandinavien und den USA war es so nie nötig!) eine verstärkte, theologisch gut begründete, seelsorglich mit viel Überlegung eingeführte neue Sakramentsfrömmigkeit.

Umgekehrt müssen bei den Katholiken die Einsicht und die entsprechenden praktischen Konsequenzen wachsen, daß nicht nur die Eucharistiefeier „Gottesdienst“ ist, sondern daß es daneben und in besonderen Fällen auch einmal anstelle der Eucharistiefeier andere Formen des Gottesdienstes geben kann – von der liturgischen Vesper bis zur frei gestalteten Meditation –, in denen die Gemeinde das

Zeugnis der Anbetung ablegen kann. Über die ökumenische Bedeutung dieser Überlegungen dürfte kein Zweifel bestehen.

Wie angedeutet, lauten die soziologischen Stichworte zur Zeitanalyse „Individualisierung“ und „Risikogesellschaft“. Die Folge können tiefe Ängste sein, wenn man mit den Risiken allein ist. Hier muß die Gemeinde am Ort – kein übergemeindlicher „kirchlicher Service“ kann das! – Möglichkeiten schaffen, daß alle einzelnen im Bereich einer Gemeinde, die ihre Angst und ihr Alleinsein als Last mit sich herumschleppen, wissen können: In der Gemeinde gibt es Menschen, die absichtslos zuhören, trösten, mittragen, helfen. Gerade heute muß das „Pfarramt“ alle Hemmschwellen beseitigen und mehr denn je auch „seelische Rettungsstation“ sein können. Viele Pfarrämter sind dies – und das „Pfarrteam“ vom Pfarrer bis zur Pfarramtssekretärin, deren 38,5-Stunden-Woche oftmals nur auf dem Papier steht, können davon erzählen, wie unverzichtbar solcher Dienst der „Service-Kirche“ ist. Allerdings kann der Pfarrer, das Pfarrteam diese Aufgabe nicht allein bewältigen. Viele müssen mitmachen und ehrenamtlich dafür zur Verfügung stehen. Eventuell gilt es zu lernen, „wie man das macht“, und dabei persönliche Begabung sowie berufliche Erfahrung einzusetzen: als Arzt, Lehrerin, Sozialarbeiter, Berufsberater, Rechtsanwalt, Kindergärtnerin. Das könnte zum Beispiel bedeuten, einen Besuchsdienst zu organisieren für Alte und Kranke, eine Kartei in den Händen des Pfarrers oder des Pfarrgemeinderates anzulegen, an wen man sich in bestimmten Nöten wenden kann, einschließlich Namen, die man anbetteln kann nach dem Motto: Für andere darf man immer unverschämt sein. Das ist gezielte Diakonie, zu der nach wie vor in der Großstadt mit Vorzug die Ortskirchengemeinde fähig ist.

In diesem Zusammenhang ein Hinweis zum Thema „Distanzierte in der Kirche“. Es gibt, das ist ernstzunehmen, auch bei bestem Willen eine Schmerzgrenze für den persönlichen Einsatz, wenn Verhältnisse, Verhaltensmuster und Personen in der Kirche nicht mehr glaubwürdig erscheinen oder tatsächlich sind. Diese Schmerzgrenze mag bei den Christinnen und Christen jeweils unterschiedlich hoch liegen. Aber es kann, wenn sie erreicht ist, unvermeidlich sein, das eigene Christsein in größerer Distanz von der „offiziellen“ Kirche zu leben. Wir alle dürften wohl solche Mitchristinnen und Mitchristen kennen. Um so wichtiger wird allerdings auch hier die Gemeinde. Wenn sie Toleranz und Respekt vor fremdem Gewissen hochschätzt, kann sie auch den vorläufig unheilbar „Frustrierten“ noch Handlungsspielräume für christliches Engagement eröffnen, bei denen sie wenig mit den Auswirkungen der „höheren“, überhaupt der amtlichen kirchlichen Instanzen zu tun bekommen. Das Motto könnte geradezu lauten: Wenn du dich über den Bischof (den Papst, den Pfarrer) ärgerst, arbeite in der Gemeinde mit! Und das Hauptfeld solcher Mitarbeit ist die gezielte Sorge für den einzelnen, die in unserer Welt der Großorganisationen, der Anonymität durch Computerisierung als Gegengewicht immer wichtiger wird. Darum kann man sagen: Die Pfarrer und Kapläne, die Pastorinnen und Pastoren, Vikarinnen und Vikare, alle, die in kirchlichen Mitarbei-

terteams arbeiten, retten heute die Kirche, und ohne sie retten alle Kirchenämter und Kurien der Welt sie nicht – und auch, mit Verlaub, die theologischen Fakultäten nicht. Nie war die Verantwortung der Gemeindeleitungen mit ihren Anregungen, ihren Impulsen, ihrer Moderation des Gesprächs und der Konflikte, ihren vielfältigen Hinweisen auf möglichen christlichen Einsatz so groß wie heute. Nie waren aber auch die Möglichkeiten humaner, intelligenter und mutiger Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter sowie ihrer Helferinnen und Helfer so groß wie heute.

Aus der Gestaltung der evangelischen Kirchentage der letzten beiden Jahrzehnte ist das Stichwort „Markt der Möglichkeiten“ geläufig. Ich greife es hier auf in dem eingeschränkten Sinn der unabsehbar vielfältigen Möglichkeiten, wie der einzelne Mensch im Leben der Welt von heute beansprucht ist und individuell seinen Glauben ausdrücken und leben will. Für alle diese muß die Gemeinde nicht nur eine offene Tür haben, sondern eine offene Tür sein. Heute sind die Menschen zumindest in der Stadt nicht mehr exklusiv durch *ein* Angebot bestimmt. Daher kommt es ja auch, daß vor allem die hauptamtlich in der Gemeinde Arbeitenden sich eine möglichst große Vielfalt von Kompetenzen zulegen, soweit ihre Begabung das zuläßt. Derselbe Pfarrer zum Beispiel ist heute womöglich katholischer (oder evangelischer) Theologe, praktiziert Yoga, interessiert sich deswegen für Hinduismus und Buddhismus, singt (oder liebt zumindest) gregorianischen Choral im Kirchenchor, nimmt an einer Gestalttherapie-Gruppe teil und ist in der örtlichen Lateinamerika-Initiative tätig – und empfindet das alles weder als Widerspruch noch als Überforderung. Solches gilt nicht nur für die Hauptamtlichen. Ein (junges) Gemeindemitglied kann zum Beispiel einen Alternativ-Laden führen, Mitglied im Yoga-Club sein, sich in einer Gewerkschaft betätigen, sich in einer Bürgerinitiative einsetzen, im Jugendchor oder in der Posaunengruppe mitwirken und zugleich Mitglied der sogenannten „Kerngemeinde“ sein.

Theologisch ist noch lange nicht eingeholt, was diese Ausdifferenzierung der Tätigkeiten im Kontext ein und derselben Gemeinde bedeutet. Erhebt das Evangelium denn nicht mehr Anspruch auf den *ganzen* Menschen? Natürlich! Aber wir dürfen dabei nicht länger nur an *eine* bestimmte Sozialform denken, wie sich dieser Anspruch auf den ganzen Menschen auswirkt. Hier entsteht das Problem der sogenannten „Kerngemeinde“. Wir sind gewohnt, sie anzusehen, und sie selbst ist womöglich gewohnt, sich zu verstehen als die Gruppe derer, die, mit Luther zu reden, „mit Ernst Christen sein wollen“. Zu den anderen hält man losen Kontakt, damit es auch ihnen im Bewußtsein bleibt, jederzeit „mit Ernst Christ sein“ zu können – aber bis dahin hält man sie doch heimlich noch nicht richtig für Christen.

In Wahrheit ist die Kerngemeinde *eine* Form der Gemeinsamkeit in der Gemeinde – auf der Grundlage bestimmter psychologischer Voraussetzungen, die nicht jedermanns Sache sind, ja oft auch eine Frage der Freizeit und der gesundheitlichen Reserven nach des Tages Berufsarbeit. Der Kontrast genau dazu ist ein Bereich des Gemeindelebens, der mit dem Stichwort „Markt der Möglichkeiten“

bezeichnet ist, wo keine Frage, kein Vorbehalt, keine Idee, keine Teilidentifikation als zu dumm und unzulänglich gilt, um nicht ernstgenommen zu werden als Widerspruch der Welt, in der wir wirklich leben und der Gott seine Liebe zugesagt hat. Um mich so klar und „unausgewogen“ wie möglich auszudrücken: Die großen Kirchen – wir Christinnen und Christen in den großen Kirchen – haben nur diese Alternative: Entweder legen wir durch verschärfte Kirchendisziplin *eine* bestimmte (traditionelle) Lebensform des Glaubens fest und grenzen alle anderen aus – dann werden wir zur Großsekte, der niemand mehr zuhört. Oder wir eröffnen eben den „Markt der Möglichkeiten“, das heißt: Wir zählen alle zu den Unsrigen, die im Namen Jesu Christi nach Gott fragen und dies in der katholischen oder evangelischen Kirche am besten tun zu können glauben. Die Großstadtgemeinde, die Heimat des Glaubens sein und werden will, muß dann freilich mehr denn je lernen, auch Konflikte, zumindest zeitweise nicht ausgleichende gegensätzliche Tendenzen auszuhalten – ja sie vielleicht sogar gezielt zu inszenieren, um sie bewußt zu machen.

Heimat als Pilgerschaft

Wir könnten noch endlos unsere Phantasie spielen lassen. Doch nie könnten wir garantieren, daß daraus der große, alle mitreißende Aufbruch wird. Es kann durchaus sein, daß am Ende aus allen möglichen Gründen die Resignation größer ist als am Anfang. Die Kirche ist Heimat des Glaubens nie in Gestalt einer Art Altersruhesitz, sondern immer eine Pilgerschaft, Heimat sozusagen auf dem Weg. Zur Schaffung dieser Heimat gibt es kein Erfolgsrezept, wie schon Martin Buber formuliert hat: „Erfolg ist kein Name Gottes“, d. h.: Gott zu bezeugen ist letztlich ohne Risiko. Wir haben nichts zu verlieren, weil wir im vordergründigen Sinn nichts zu gewinnen haben.

Unser einziges Risiko ist, den Service zugunsten des Risikolosen zu verfehlen. Deswegen komme ich am Ende auf den Anfang unserer praktisch-theologischen Überlegungen zurück: Kirche ist nur Kirche, wenn sie zuerst für das Zwecklose da ist – und von daher alles andere tut. Denn nur das allen Zwecksetzungen und Zweckungen unserer Welt überlegene, absolut Zwecklose, die Wirklichkeit Gottes, gibt uns den Mut und den langen Atem, in dieser Welt auf alle Fälle mehr sein zu dürfen und mehr sein zu wollen als ein austauschbares Rädchen im gesellschaftlichen Getriebe. Dies im Bewußtsein zu halten, das Bewußtsein von der Transzendenz des Menschen wachzuhalten (Traugott Koch), ist die Bedeutung – jetzt sage ich bewußt nicht „Funktion“ – von Kirche in der Stadt und Gemeinde als Heimat des Glaubens. Alles, worauf es ankommt, ist, daß wir uns von dem zwecklosen Gott Jesu Christi in sein Volk rufen lassen, dafür öffentlich danken und entsprechend dann an unseren Mitmenschen handeln, gegebenenfalls ganz gegen allen Zeitgeist. Wenn das geschieht, dann kann man kühl bis ans Herz hinan reagieren, wenn neu-

trale Soziologen die Kirche unter die „Dienstleistungsunternehmen“ einordnen und Unternehmensberater sie zur Konzentration auf ihr „Kerngeschäft“ auffordern. Solche Charakterisierung ist allemal ehrenvoller als die Einstufung der Kirche(n) als „Herrschaftsapparate“.

Ich will das abschließend ausdrücken und zusammenfassen mit den Worten, die vor einigen Jahren Bischof Joachim Wanke von Erfurt seinen Priestern schrieb. Es ist ja gar nicht falsch, wenn am Schluß dieser Überlegungen über die „Stadt-Christen“ auch ein gutes, entlastendes und zugleich mahnendes Wort über und an diejenigen steht, die nach wie vor besondere Verantwortung für die geschilderte Service-Kirche tragen, oftmals aber, vor allem wenn sie älter sind, angesichts der getrübbten Zukunftsaussichten für die Kirche sich bitter fragen: Was haben wir falsch gemacht? Bischof Wanke schreibt über und an die Priester:

„Die Wirksamkeit der priesterlichen Sendung lebt von ihrer Absichtslosigkeit. Dieser Satz klingt zunächst etwas provozierend, meint aber etwas ganz Schlichtes: ‚Früchte‘ wachsen nicht auf Befehl, sondern im Normalfall von allein. Die wahren Früchte unserer priesterlichen Sendung kommen nicht durch krankhaften Aktionismus zustande, sondern allein durch die Geduld und die Ausdauer, aus der Kraft der ‚Mitte‘ zu leben. Es geht uns in unserem priesterlichen Dienst wie bei manchen anderen Dingen: direkt und unmittelbar angestrebt, entziehen sie sich uns. Anderes, was wir überhaupt nicht im Blick hatten, schenkt sich uns von allein. ... Ich habe um die Priester Angst, die das neueste pastoraltheologische Rezeptbuch gelesen haben müssen, um gute Priester sein zu können. Der Satz ‚Nun laßt uns aber eine fachgerechte, methodenbewußte Pastoral machen!‘ wird sich im Normalfall lähmend auf die Seelsorge auswirken – so ähnlich wie die forsche Aufforderung in eine schweigende Runde ‚Nun wollen wir uns einmal gut unterhalten!‘ das Schweigen nur umso eisiger macht. Der Priester muß sich gewiß über seinen Sendungsauftrag und die Methoden seines Dienstes ... Rechenschaft geben, aber er wird wissen, daß die ‚Frucht‘ seines Tuns von allein wachsen wird, wenn er nur das eine ‚Notwendige‘ tut. Vielleicht können wir es auch so sagen: Wir müssen mehr bei uns selbst (und beim Herrn) sein, um besser bei den Menschen sein zu können. Wir müssen absichtsloser unter den Menschen sein, um ihnen ein Licht aufstecken zu können. Wir müssen inmitten des allgemeinen Lärms noch viel stiller werden, damit die Hörbereiten aufhorchen können. Ob wir nicht unseren Dienst noch stärker ‚verfremden‘ müssen, damit er nicht als Service einer Dienstleistungsgesellschaft für sanfte Humanisierung mißverstanden werden kann?“ (Joachim Wanke, *Communio und missio. Überlegungen zu Aussagen der römischen Bischofssynode 1971 über das Priesteramt*, in: *Priesterliche Lebensformen*, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz = *Arbeitshilfen* Nr. 36, Bonn 1984, 22f.).

Dieser Beitrag ist die geringfügig überarbeitete Fassung des Vortrags anlässlich der Verleihung des Ökumenischen Preises 2004 der Katholischen Akademie in Bayern an den Verfasser und Bischof Ulrich Wilckens am 1. Juli 2004.